

daß seine Seligpreisungen meines freien Standes mich nur zu oft aus meinen Freierträumen wieder zur Hagestolzen Nüchternheit zurückführten. Heute hatte er mit mir, als seinem Sachwalter, zu thun, und die Erbangelegenheit machte eine Reise in die Hauptstadt nöthig. Er verstand sich zu den Kosten der Extrapost. Ich aber beschloß im Stillen der Hypochondrie-lösenden ordinären mich zu bedienen, um von der kleinen Erbportion nicht die große Hälfte selbst schmaufen zu dürfen. Nach ein Paar Stunden war ich reisefertig und nun ging es in die nahe Poststadt. In der Stube des Speisewirths traf ich ein heitres Völkchen Reisender bei Tafel, und ein mädchenartiges Weibchen machte die gute Wirthin. „Reisen wir zusammen?“ fragte ich. „Wenn Sie zur Messe mit wollen, ja.“ „Nein, ich reise mit der andern Post.“ „Dann leisten sie dieser Madam Gesellschaft,“ sagte mit einem Gesicht voll Wehmuth und Reid ein altersgrauer Handelsmann. Ich aber maß nun die Schöne, die zwei Nächte und einen Tag ihren Ritter an mir finden sollte, und nach einer Stunde bließ der Schwager zum Abmarsch. Die Dämmerung hatte sich in mondhelle Nacht verwandelt, als wir nun die Stadt hinter, den schleichenden Wagen unter uns, ein mannigfach Gespräch zu pflegen begonnen, in dessen Verlauf ich bald erfuhr, daß meine schöne Nachbarin mit seltner Fertigkeit Ambra-Perlen liefere, zugleich aber auch erfahren in der Kunst der Strohhutflechtere, bis Florenz zu reisen gedanke, um dort die italienischen Geheimnisse zu erkunden. Ehe wir in Schwarzenstein anlangten, wußte ich auch noch, daß sie im funfzehnten Jahre bereits der Speculation ihrer Aeltern preis gegeben, einem Manne hätte als Weib unterthan werden müssen, dem an seinem sechzigsten Geburtstage zum erstenmale ernstlich eingefallen wäre, zu heirathen. Jetzt nach ihrer Aeltern Tod habe sie auf Scheidung gedrungen. Ich wünschte ihr des Himmels besten Segen dazu, gelobte es still, aber feierlich dem Hymen, unter den Orden seiner Priester nie, oder wenigstens nicht mit grauen Haaren, einzutreten; und wir stiegen im Hause des Posthalters ab. Da saßen vier Mädchen strickend und nähend um den Familientisch, die, gewöhnt an den Eintritt von Reisenden, einen flüchtigen Blick auf uns warfen und dann ihr Wesen ungestört weiter trieben. Sie waren an Jahren sehr ungleich, und bei der Einen schien mir besonders das Schwanken zwischen dreißig und vierzig jenen bitteren Unmuth erzeugt zu haben, den ich befremdet

schon so manchmal bei einer Hulbin gewährte, welcher Sinnlichkeit oder Stolz den Gedanken ewiger Jungfrauschast unerträglich machte. — Dem Reisepaare gewährten diese Schönen und Unschönen einige Zeit Unterhaltung, bis, überwältigt von der Nacht eines, mehrere Nächte schon entbehrten, Schlafes, die Scheidelustige sich inniger an mich angeschlossen, das niedliche Köpchen auf meine Schulter lehnd, trotz der Luftsprünge, die auf steinigtem Wege der Postwagen machte, bis zur nächsten Station so fest schlief, daß es mein mitleidig Herz nicht wenig rührte, sie wecken zu müssen. Hier vergrößerte sich die Gesellschaft, und zwei junge Männer, die eine mit der Post reisende, unbeschützte Frau am wenigsten von ihrer Unschuld beschirmt glauben mochten, trieben dann ihr Wesen, und die lachende Weise, mit der dies Alles meine Nachbarin aufnahm, ließ mich errathen, worüber der ältliche Herr beim Scheiden geseufzt haben möchte. Ich überließ nun den Genossen die Unterhaltung, verließ im Geiste die gemeine Gesellschaft, und aufgeregt durch die Feierlichkeit einer monderhellten Nacht wogte mein Herz auf den Wellen der Phantasie. Es ist mir immer so gegangen, daß das Unheilige, das ich sehe, mich zum Heiligen erhebt, und wenn ich in Gefahr schwebte, herab zu sinken zu dem Unreinen, durfte ich nur gemeine Gesellschaft suchen, und jede Gefahr war schnell vorüber. — Doch, daß ich nicht weitläufig werde, es kam und schwand so manches Dorf, es wechselten der Wagen und die Pferde, und fast war schon die zweite Nacht zur Hälfte vorüber, da fiel es mir plötzlich ein, daß durch eine Stadt die Straße führe, wo mir ein Kreis lieber, seit Jahren nicht gesehener, Verwandten lebte. Schwager, wenn kommen wir nach Bergstadt? fragte ich. Gegen vier Uhr, war die Antwort. Dies gefiel mir nicht. In einer Herbstnacht einen Oheim mit seinen Töchtern um vier Uhr heraus zu pochen, und spätestens um sechs Uhr wieder zu scheiden, kam mir doch zu unzeit vor. — Die Verkündigung des Postillions traf ein. Um vier Uhr hielten wir am Posthause zu Bergstadt. Nur wenigstens das Haus muß ich sehen, wo die theuern Menschen wohnen, dachte ich, und meine Schritte tönten durch die stillen Gassen. So manches Jahr war verfloßen seit ich nicht hier gewandelt war; so manche Erinnerung ward hier geweckt, die lange, lange geschlummert hatte. Da stand ich nun vor dem Hause, und mächtig ergriff mich die Sehnsucht, die Lieben zu umarmen, die, meine Nähe nicht ahnend,